

Hitlers

Heute vor 60 Jahren liess Adolf Hitler, der aus Braunnau/Österreich stammende eingedeutschte braune Weltbrandstifter, seine Heerscharen in Luxemburg einfallen. Deutschlands gleichgeschaltete Zeitungen entblödeten sich nicht, in die Kopfzeilen ihrer Berichte über die Besetzung des Landes großkotzig die Vokabel „siegreich“ einzuschreiben. Nun, an der Grenze gegen Germanien waren immerhin einige Gendarmen postiert, und die hatten dann per Unterarm lässig aus dem Wege geräumt und bei festgestellter Bockigkeit mit ein bisschen Blei zur Einsicht gebracht werden müssen.

Und an den Straßen, durch die, vorläufig und viel zu lange noch, „mit ruhig festem Schritt“ die feldgrauen Kolonnen stiefeln, stehen phrenetisch jubelnd die deutschen Muttis und reichen „ihren“ Soldaten Erfrischungen. In Luxemburg lebten damals, nach einer Schätzung von Henri Koch-Kent, um die 18 000 „Auslandsdeutsche“, ein Großteil fanatische Nazis, Mitglied der Auslands-Organisation (AO) der NSDAP-Luxemburg. Nicht wenige Mädchen „von déisäit“, die in Luxemburg als Kellnerin, Hausangestellte oder in der Landwirtschaft untergekommen waren, hatten sich einen luxemburgischen Mann geangelt, der sich nahezu durch die Bank in der Rolle des Pantoffelhelden gefiel.

Von höchst löblichen Ausnahmen abgesehen, werden sich viele von ihren Bruhilden und Thunseldeln auf die Nazisienne manövrieren lassen. Die 5. Kolonne war perfekt. Nistplatz der Nazis ist die deutsche Gesandtschaft am Boulevard Emmanuel Servais, Hitlers „trojanisches Pferd“ an der

Petruss. Die unweit Manternach gelegene Felsmühle, die von dem über belumderten deutschen Pächter Fonck betrieben wird, ist zu einem befestigten Brückenkopf der Wehrmacht ausgebaut worden. In den geräumigen Gebäulichkeiten hält sich der Fernmörder O.-Lt. Ekkehard Schoeler mit 70 Mann bereit, in der Nacht vor dem Angriff Sabotageakte durchzuführen.

Obschon eine verschworene Gruppe luxemburgischer Patrioten um Henri Koch-Kent nichts unterlässt, die im Land agierenden Nazispitzel und „geheimen“ Voraustrupps bloßzustellen, unternimmt die luxemburgische Regierung nichts, oder eben alles, um den Gesandten des Dritten Reiches, Otto von Radowitz, und



Außer für die Kriegsindustrie wurde an allen Ecken und Enden gespart. Ausgenommen aber war auch das Papier. Luxemburg wurde mit Naziplakaten förmlich überschwemmt. Hier war den Auftraggebern wohl Schillers „Lied von der Glocke“ in Vergessen geraten: „Gefährlich ist's den Leu zu wecken“

(Abdruck aus „Von der Zauberpflöte zum Standgericht“ von Paul Spang)

Großzügig gibt man Frankreichs Poilus drei, vier Tage, um die Firdolins aufs Haupt zu schlagen und sie bis weit hinter den Westwall zurückzuwerfen (und „an der Siegfried-Linie unsere Wäsche aufzuhängen“ und jeweils zwischen zwei Wäschestücke einen waschechten Nazi). Mille fois hélas wird alles anders kommen. Nach sechs Wochen lustlosem Widerstand kapituliert Frankreich am 22. Juni. Bei der Unterzeichnung des Waffenstillstandes im Wald von Compiègne droht Adolf Hitler schenkelklopfend völlig aus dem Häuschen zu geraten.

Die Hitler-Hysterie

Der Großteil der Luxemburger hat diesen Mann („die personifizierte Böswilligkeit in der Welt“, Stefan Zweig) ja nie für voll genommen. Mein um anderthalb Jahre älterer Bruder und ich hatten ein närrisches Vergnügen, den mal stumpfsinnigen, das Misstrauen der Welt einschläfernden und mal aufhetzenden brandstifterischen Reden des „Führers“ im Rundfunk zu lauschen. Und jedesmal, wenn das „Heil Hitler!“ wie aus einem Tollhaus erscholl und kein Ende nehmen wollte, liessen wir den rechten Arm, so wir's auf Bildern in den Zeitungen sahen, springmesserartig ausklappen und schrien uns wie nicht recht geschickte „Heil Hitler!“ an, von Heil zu Heil die Tonhöhe verstärkend.

Hatte die Chorea major, der Veitstanz, die Deutschen en masse befallen, waren für diese Krankheit bezeichnende Muskelzuckungen schuld an dem nicht mehr kontrollierbaren hitlerischen Geheil und Geheil? Und an den nassen Hosen, die sich bei den Nürnberger Aufmärschen der Partei die deutschen Muttis und Maiden holten?

Wir konnten es schlicht nicht verstehen, daß ein ganzes Volk sich von diesem Blender, Rattenfänger, Rossräuscher, Stockmeister, Psychopathen und Megalomanen

weh in den Augen. Ich pflegte das Bild ab- und mit der Führer-Fazies gegen die Wand zu hängen. War der Tag ohne Sondermeldung, ohne so und so viel abgeschossene sowjetische Panzer, eingekesselte und ihrer Vernichtung „gedaam“ zuwartende sowjetische Divisionen zu Ende gegangen, liessen's die deutschen „Insassen“ im Bunker betrüblich geschweh'n. Wehe jedoch, das batteriebetriebene Volksradio spuckte siegreich geschlagene Schlachten, Geländegewinne, aufgeriebene Russenregimenter aus, dann war der Luxemburger nicht bloß das Frontschwein, das jeder in der Hauptkampflinie eingesetzte Pflichtsoldat oder Zwangsrekrutierte war, sondern einfach und demütig ein Schwein, ein verdammtes.

Die Jungs waren von ihrer Hitlermanie nicht loszubekommen. Wenn man bedenkt, daß damals bereits in Stalingrad die 6. Armee unter Feldmarschall Paulus mit 300 000 Mann in die Binsen gegangen war. Dabei hatte Hitler strengstens befohlen, daß Stalingrad, allein des Namens wegen, ohne Rücksicht auf Verluste an Menschen gehalten werden müsse, beziehungsweise zurückerobert.

Beim Heer war der militärische Gruß durch den vorgeblich deutschesten aller deutschen Grüsse, also durch „Heil Hitler!“ ersetzt worden. Es nützte alles nichts. Frontbegradigungen, Euphemismus für Rückwärtsbewegungen, waren an der Tagesordnung.

Beschissener Nazizirkus
Mittlerweile und nicht lange nach Übernahme der Geschäfte am 29. Juli 1940 durch Gustav Simon als Chef der Zivilverwaltung war das „Heil Hitler!“ auch dem friedlichen Volk der Luxemburger auferlegt worden.

Bereits am 11. Mai hatte Generalmajor Otto Gullmann, Leiter der Oberfeldkommandatur 520, mit der Errichtung der Militärverwaltung begonnen. Sie war für Luxemburg leicht erträglich. Leute seines Stabes aber liessen die Luxemburger nicht im Unklaren, daß nach der Wehrmacht „die braunen Banditen“ kämen und das Land sich dann auf eine Menge Ungemach gefasst machen müsse.

Gustav Simon, körperlich zu kurz geraten, und geistig zu kurz gekommen, hinter vorgehaltener Hand korrekt Giftzweig genannt, wird sich nicht bitten lassen, umgehend die Befürchtungen der Militärs zu bestätigen. Ausländer, die nach Luxemburg kamen, hatten es immer befremdlich empfunden, étrangement étrange, daß hier zu jeder Tageszeit „moien“ resp. „bonjour“ gesagt wurde. Nun, CoZ Gustav Simon machte damit resolut Schluss. Einmal, weil jeder, der „bonjour“ sagte, ein „Lakai des kulturell heruntergekommenen Franzosentums“ und ein erklärter Volksverräter war (man lasse sich das mal auf der Zunge zergehen) und zweitens, weil von nun an abends, mittags, nachts mit „Heil Hitler!“ begrüßt werden konnte, zu grüssen war.

Am 13. Juli war in dem für seine Hitlerhörigkeit berechtigten „Café Bernardy“ die Volksdeutsche Bewegung gegründet worden. Standst du ungewollt am Weg, den zu eine VöB-Rotte nahm, im Gleichschritt zwo, drei, und zu vergaßest oder weil du dich weigerst, zum Hitlergruß die Rechte zu strecken, gaben einige gleich-

großdeutscher Coup

cherweise schwarz behoste und weiß behemdete Genossen die eine Lektion in Führerverehrung und eine bzw. eine um die andere in die Fresse.

Überall musste mit „Heil Hitler!“ begrüßt werden. Man fand das ausserordentlich meschugge, bescheuert, hirnerbrannt. Keine Unterrichtsstunde, die nicht mit „Heil Hitler!“ begonnen hätte. Der Lehrer sagte es vor, und zwar phonetisch höchstmöglich korrekt, damit die Schüler es auch schön exakt nachsagen konnten. Die Schüler aber sagten nicht gerade herzlich vernehmlich „drei Liter“ (in mit Schenken beschenkten Gegenden auch mal „drei Bit-ter“) und kraulten sich die rechte Schläfe.

Liebe Leserin, werter Leser, ich kann mir ohne weiteres vorstellen, daß das „Heil Hitler!“ hier und das „Heil Hitler!“ dort Ihnen bereits auf die Nerven geht, auf den Keks, den Geist, den Wecker, wenn Sie einen haben, einen Wecker. Aber, glauben Sie denn, das „Heil Hitler!“ hier, das „Heil Hitler!“ dort und das „Heil Hitler!“ an allen Orten hätte uns nicht zum Hals heraus gegangen, selbst dann, wenn es ein anderer sprach, der kom(missar)ische Bürgermeister, der Ortsgruppenleiter oder sonst ein politischer Blödmann, der einen einbestellen liess, vorlauden, wie's hiess.

Und so war meine Mutter einmal dringlichst ersucht worden, in einer Angelegenheit, die mir „ausdenkech“ geworden ist, bei der Polizei vorstelle zu werden. Sie betrat die Polizeistube, sagte artig „guten Morgen“, wie das eine Frau ihrer Erziehung gewohnt war, und wurde prompt hinausgeschmaut. Sie sollte gefälligst noch einmal herinkommen. Was sie denn auch tat. Mit den ins schlaffige Luxemburg verlegten deutschen Schuupos, die sich durch verständnisvollen Umgang keine Abstellung an die Front zuschulden kommen lassen wollten, war nicht zu spaßen.

Also betrat die Mutter die Amtsstube zum zweiten Mal und entbot den Beamten zum zweiten Mal einen „guten Morgen“. Worauf habe er sich eben just auf, als eine Reißzwecke gesetzt, und die Mutter anschrte: „Unser Gruß ist Heil Hitler!!!!“

Die Mutter, sich bewusst, daß sie nicht zurückschreiben konnte, antwortete in der ihr eigenen vornehmen Art: „Hab' ich etwa das Gegenteil behauptet?“ Eine Antwort, die eigentlich eine Gegenfrage war und ihrerseits unbeantwortet blieb. Jedenfalls verzichteten die Männer darauf, Mutter zu einer weiteren Grüßprobe antreten zu lassen.

Die (haken-)kreuzbraven Hüter der nationalsozialistischen Ordnung müssen die Luxemburger für (haken-)kreuzdumm gehalten haben. Taten die sich doch so schwer, das „Heil Hitler!“ akustisch genau und gleichzeitig mittels des rechten Armes auch optisch perfekt zum Ausdruck zu bringen.

So, für hitlersche und himmlersche Verhältnisse geradezu galant, aber ging es in den seltensten Fällen ab, wenn jemand sich weigerte, mit „Heil Hitler!“ zu grüßen, „hübsch zu machen“, sagte das Volk, ein bißchen verschämt, weil es hin und wieder nicht daran vorbeikam, auf einem Amt in Großdeutschlands Eselsgruß einzustimmen. Und so mag es sich immer mal wie ein Hund vorgekommen sein, der sich auf Befehl

Ein plakatiertes Naziwischwaschi. Damals schüttelte man darüber den Kopf und ärgerte man sich; heute lacht man darüber, wenn man's einigermaßen heil überlebt hat

LUXEMBURGER!

Unsere Ahnen waren Deutsch und stunden allzeit zum Reich. Luxemburgische Kaiser gestülten am Reich. Luxemburger Bürger, Bünen und Kippler stülten lübhündelung gegen die Unfrühdler aus dem Westen.

Heute stehen unsere Söhne an der Front, kämpfen und sterben tapfer für unser Reich.

Unsere Kinder wollen freie und stolze Bürger des Reiches aller Deutschen sein.

Gedenken wir unvers Bühes, unserer Muttersprache, des Trachtens und Stimmens unserer Vorfahren, des Opfers unserer Söhne.

Enttäuschen und verraten wir sie nicht.

Inszen wir uns nicht verlämpfen und verflühen durch feige Verräter, die aus dem sicheren Blühdühe hetzen und nützeizen. Sie sind schuld an dem Unglück vieler der Büstigen.

Wir haben es heute in der Hand, niemand zwingt uns dazu, denn bei uns liegt es, ob wir als Menschen zweiter Klasse oder als freie, vollberechtigte Bürger ins Reich eingehen.

Wir sind verantwortlich für die Gegenwart und der Zukunft, seien wir dessen eingedenk.

Gehen wir stolz und frei unsern Weg ins Reich!

Oder soll der Tod unserer Besten umsonst gewesen sein?

Du Vater und Mutter aus Luxemburg, willst Du Deine Söhne im Stich lassen, willst Du sie verraten, sollen sie ihr Leben umsonst gegeben haben?

Was ist Dein Opfer im Vergleich gegen das Deiner Söhne? Sollen unglüher alle Gefährten, Schwerverwundenen und alle die gesund von der Front heimkehren, gegen Dich aufstehen und Dir lühdnen? Sie zünnen und sterben inspekt!

Sie wissen uns demüht den Weg des Blüdes, der Sprache und des Herzens, den Weg ins Reich.

Das Blutopfer unserer Söhne rechtfertigen wir nur durch die innige Vereinigung mit dem Reich und den unerschütterlichen Glauben

AN DEN SIEG DES REICHES.

UNSER GRUSS IST

Wenn's nach seinem genuinen Erzeuger gegangen wäre, hätte Hitler eigentlich Schickelgruber heißen müssen. „Unser“ Gruß wäre dann „Heil Schickelgruber“ gewesen. Vielleicht aber hätte man in diesem Fall geschamig darauf verzichtet, in Luxemburg dertel Mitteilungen hinzukleistern

seines Herrn „mach hübsch“ auf den Hintern niederläßt und erstaunlicherweise (meist) gerade die rechte Pfote hebt. Nicht auszuschließen, daß beim Anblick eines auf dem Gesäß sitzenden und die Patsche hebenden Hundes Hitler auf die Idee des dann nach ihm benannten Grußes kam.

Die Plackerei mit dem Nazipack

Nach Adolf Hitler, dem Weltkrieg-I-Gefreiten, von dem ehemalige Kameraden nicht viel Gutes zu erzählen wußten, wurden Straßen und Plätze umbenannt. Mußte z. B. in Düdelingen der Quartalsläufer Reichsorganisationsleiter Robert Ley sich mit der Cité Dr. Weiter begnügen, war für Hitler die Avenue de la Gare, die Hauptgeschäftsstraße, just gut genug.

In der Hauptstadt hatte dann die Freiheitsavenue, ausgerechnet sie, die Unehre fortan, d. h. bis zum Ende des blutigen Nazispuks, den Namen Adolf Hitler zu tragen. Es paßte wie die Faust aufs Auge.

Wörter, wie auch die per CdZ-Verordnung verfügte Änderung der nichtdeutschen Vornamen, man noch in seinen vier Wänden herzhaft lachen konnte. Würden doch nicht alle, die z. B. den Vornamen Ambroise oder Cornelle hatten, dazu angehalten, von da an Adolf zu heißen. Und der mit Mutter befreundeten Familie Gautier wurde sogar recht großmütig gestattet, den Namen

beizubehalten, vorausgesetzt, sie befließte sich einer deutlich deutschen Aussprache: Gau-tier, Gau, wie in Gau Moselland, genau.

Sonst aber wurde im Wald alter romanisch-französischer Namen viel abgeholt. Wer als Mercier zur Bürgermeisterei kam, verließ sie als Hames, das bloß als Beispielspiel. Nun war man ja unverrückbar überzeugt, daß der hochdeutsche Klamausk nicht ewig währen würde.

Auch die über das Land niedergehenden Bekanntmachungen, Verfügungen und Verordnungen würden einmal ausgeprasselt haben. Unterweilen aber kujonieren und schikamieren die Nazis das Land weiter. Wer mit so einer harmlosen Kopfbedeckung wie der Basenknütze ausgeht, der läuft große Gefahr, daß sie ihm brutal vom Schopf geschlagen wird. Was sich unter einem béret basque an galischem culot (dreiste Aufmüpfigkeit) und an französischem laisser-aller ("schlamperte Nachlässigkeit") zusammenbrauen kann, wer weiß das schon?

Der Beamte, der mit einer „Volksdeutschen Bewegung“ weder was am Hut noch an der Hose hatte und sich weigerte, einem solchen Bauernfängerverein beizutreten, hatte größte Unannehmlichkeiten zu erwarten. Dann hieß es, er biete nicht die Gewähr. Er verlor seine Stelle, wurde zwangsversetzt, zum Straßenbau bzw. in die Landwirtschaft, oder mit Kind und Kegel nach Schlesien abge-



Ein Volk, ein Reich, ein Führer!

Der Mann, der von sich glaubte, er sei der größte Feldherr aller Zeiten. Dem Reichsrattenfänger waren viele Millionen Deutsche und leider auch eine unerfreuliche Anzahl Luxemburger auf den Leim gegangen. Zu feige, sich der Verantwortung zu stellen, brannnte er sich am 30. April 1945 im Führerhauptquartier ein Loch in den Kopf. Kurz vorher hatte er noch eine makabere Schau abgezogen und die Schuld dem deutschen Volk angelastet. Es habe sich seines Führers nicht würdig erwiesen und verdiene nichts anderes als unterzugehen.

siedelt. Schlimmere Unbill konnte ihm mit der Einweisung in ein Konzentrationslager widerfahren.

Kein Wunder, daß immer mehr Luxemburger sich eher in die VDB „dirängeln“ ließen, als mit ihrer Entlassung, der Strafversetzung und der Umsiedlung der Familie solch große Opfer abzuverlangen.

Jedes noch so verwerfliche Mittel, das allen internationalen Vereinbarungen Hohn sprach, war dem gelben Gesocks der Zivilverwaltung und des späteren Gaustabes Moselland recht, den Schein zu erwecken, der weitaus überwiegende Teil der Luxemburger wünschete nichts sehnlicher, als Moselfranken „heim ins Reich“ geholt zu werden.

Wem das nicht wie Honig glatt und süß einging, selbst nachdem es längst schon Kunstthong war, zu dem kaum noch eine Biene was beigetragen hatte, der avancierte über kurz oder lang, meist über kurz, zum Volksfeind.

Wegen „oberluechter“ Deutschfeindlichkeit wurde Mutters Lokal dichtgemacht. Die Benennung des Büringer Gasthofes „Aux rendez-vous des bons Amis“ war den Neandertalern von Anfang an ein Dorn im Auge. Die Schrift, so gesellig menschlich freundlich sie auch war, mußte weg, noch bevor die Zapfhähne versiegten. Nun, man konnte es verschmerzen.

Nazifeindlich war Mutter wohl, und zwar seit dem ersten Inerscheinungtreten des sich herrisch unduldsam gebenden nationalsozialistischen Gesindels.

Deutschfeindlich wurde sie, wie viele Luxemburger, erst dann, als die NS-Sippschaft die Leute zu matrakieren und zu deportieren begann, sie einzusperrten, sie in ein Konzentrationslager zu überstellen, ihre Söhne zum Kriegsdienst einzuziehen, als totgeschlagen wurde, erschossen, vergast, geköpft.

Daran wird vielleicht in zwei Jahren zu erinnern sein, als vor 60 Jahren, am 30. August 1942, in einer „Großkundgebung“ in den Limpertsberger Messehallen für die Jahrgänge 1920-1924 die Wehrpflicht dekretiert wurde.

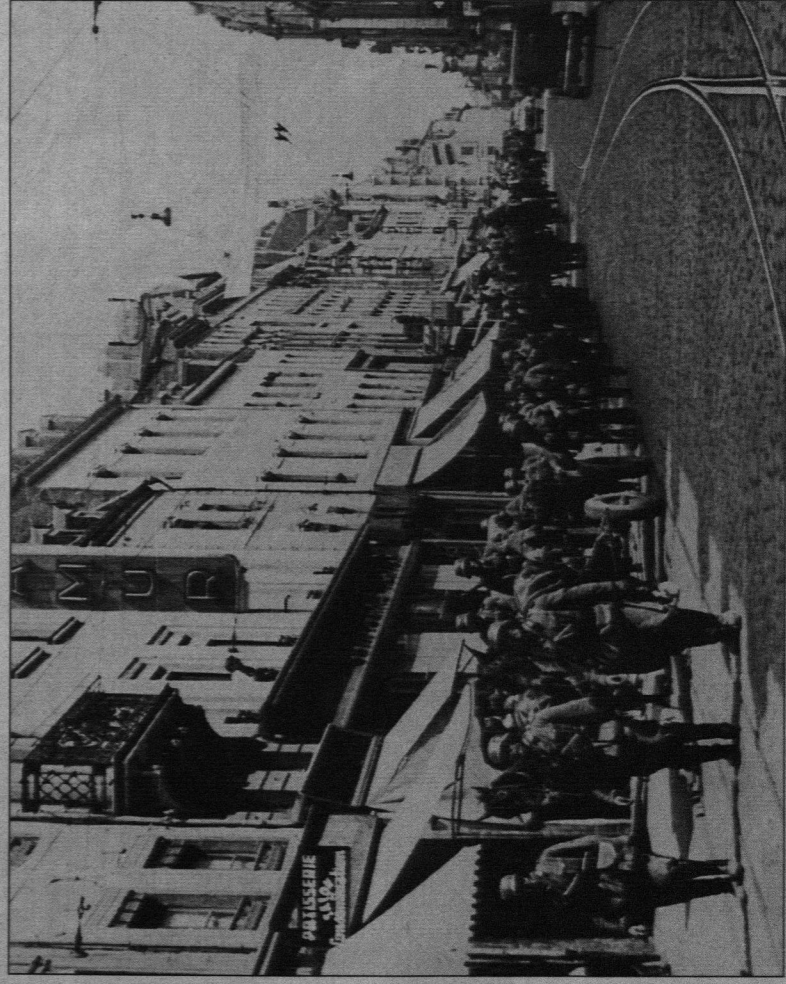
Womit Deutschland, als Drittes Reich reich an Greueln, eines seiner schlimmsten Verbrechen beging. Ein Verbrechen, das nicht gesühnt wurde.

léon n. nilles

*) Die genaue Zahl der Luxemburger, die vor der deutschen Wehrmacht nach Frankreich flüchteten, wurde nie ermittelt. Halbamtliche Angaben sprechen von nahezu 60 000 Evakuierten, was zu hoch gegriffen sein dürfte. Außer den Réfugiés in der „douce France“ setzte sich in etwa die gleiche Zahl Einwohner aus den Südkantonen in den Norden des Landes ab.



Wehrmacht und Partei geeint bei der Abnahme der „Forge du Sud“ Düdelingen. Vornweg Gauleiter Gustav Simon, die halbe Portion. Ihn (bzw. sie) wird auf Ersuchen von Minister Bodson eine vierköpfige Abordnung aus Luxemburg aus dem Knaust von Puderborn „befreien“. Beim Überqueren der Bortels-Brücke in Echternach aber hatte der Westentaschenbaum bereits alle gestiefelten Viere von sich gestreckt.



Des Führers Fußlappensoldaten, betrogen und verführt, am 10. Mai 1940 beim Durchmarsch durch Luxemburg. Aus „Heute gehört uns Deutschland und morgen die ganze Welt“ ist zu unserem größten Glück nichts geworden.

Photo: Tony Krieger/Photothèque Ville de Luxembourg

Das Luftlandekommando Hedderich

In den frühen Morgenstunden des 10. Mai 1940, genau um 4 Uhr 35, überflogen fünfundzwanzig Fieseler Störche die deutsch-luxemburgische Grenze auf der Höhe von Wasserbillig. Einer hinter dem anderen schnarrend, folgten sie der Eisenbahnlinie über Wecker und Sandweiler nach Luxemburg. Frühaufsteher, wie es zumal Landwirte sind, konnten auf die aus dem Osten kommende komische Luftkavalkade keinen Reim finden. Freilich war man darauf gefasst, dass die „drôle de guerre“ am Westwall sich einmal zu einem so ganz und gar nicht drohigen Krieg auswachsen werde.

Aber selbst für damalige Zeiten, in denen Flugzeuge noch menschliche Maße hatten, mutete die Fi 156 mit dem freundlichen Vogelnamen so wenig kriegerisch an.

Aufs Reißbrett brachte den „Fieseler Storch“ 1935 der deutsche Flugzeugbauer und Kunstflieger Gerhard Fieseler am Ersten Weltkrieg einer der jüngsten Jagdflieger. Es war die erste Langsamflugmaschine. Sie konnte auf einem Badetuch landen, vorausgesetzt, das Tuch maß etwa vierzehn Meter. Kürzer werden's nach dem Fieseler Storch bloß der Hub-schrauber und das Senkrechtstartflugzeug machen. Sie benötigen überhaupt keine Startbahn.

Nach ihrem 10.-Mai-Einsatz, der nicht ohne etliche Bruchlandungen abgeht, dienen sie beim Vormarsch der Truppe als fliegende Befehlsstelle, großköpzig auch „Fliegender Feldherrnhügel“ genannt. Ein abenteuerliches Renommée werden Fieseler Störche besonders bei der Befreiung des Duce Benito Mussolini am 12. September 1943, vom Abruzzo-Massiv Gran Sasso einfliegen.

Vorerst aber nötigen die in betulichem Flug ins Großherzogtum einschwebenden Schulterdecker mit den phänomenal langen Tragflächen den Luxemburgern lediglich ein mildtägiges Lächeln ab. Ob die Hilterschen glauben, mit „Heesprängerchen“ dieser Art einen Krieg anzetteln und siegreich zu Ende bringen zu können?

Die mit vier Maschinengewehren und einer Schnellfeuerkanone bestückte französische Dewoitine 520 würde die deutschen Störche en série vom Himmel schiessen, hoffte man. Die Fi 156 jedoch brauchte so wenig Himmel, dass es schwer war, sie von dort herunterzuholen. Die in Luxemburg eingedrungenen „fliegenden Seifenkisten“ kitzelten über Dachfirste und Baumwipfel hinweg. Es war wie ein Duckflug. Frankreichs schnelle Jäger hätten es nicht leicht, die Störche auszumachen. Ob sie auf diese Weise ihrem Schicksal entgehen würden? Immerhin waren sie vom Boden aus schon mit einer Schrotflinte zum Absturz zu bringen.

Die Mochteger-Maschinen passen genau ins Bild, das bei uns und vornehmlich in Frankreich von Hilters „hungrigen“ Heeren frei Haus geliefert wurde. Danach waren die deutschen Panzer nichts anders als Attrappen aus Pappe und die Feldrücke Gewebes aus Kartoffelkraut. Da bräuchte man nur ein Heer „Gromperkiewer“ auf sie loszulassen. Sie würden die Fritzen oder die Krauts, wie die Amerikaner sie nennen werden, im Nu kahlfressen haben. Wie auch hätten die Schmalz statt Butter als Brotaufstrich und „Würst mit Fleischgeschmack“ fressenden Nazikrieger großen Widerstand leisten können? Und wer wusste, ob die lahmen Mühlen

genug Sprit hatten, das vorgegebene Ziel überhaupt zu erreichen?

Sie hatten. Gottlob, muss man heute sagen. Ohne die Fieseler Störche des nach Oberleutnant Hedderich benannten Luftlandekommandos, das zu Beginn des Krieges im Westen die Ausfallstraßen der Maginot-Linie abtriegeln sollte, wäre der Zusammenstoß der deutschen Heerespitze mit vorgeschobenen Teilen der französischen Streitkräfte wohl einige zwanzig Kilometer weiter nördlich erfolgt. „Ich würde sagen, in Höhe der Stadt Luxemburg“, rechnete uns Oberst a.D. Hedderich vor, als er in den 70er Jahren auf Einladung von Henri Koch-Kent den Schauplatz seines waghalsigen Unternehmens vom 10. Mai 1940 besuchte.

„Das Durchdrücken bis zur Maginot-Linie hätte a) für die Wehrmacht länger gedauert und b) wahrscheinlich mehr Blut gefordert, und zwar sowohl auf der einen als auf der andern Seite und auch bei der Zivilbevölkerung.“ Obwohl der Gegenbeweis nicht zu führen ist, spricht alles für diese Annahme. Wofür ja auch die vergeblich erwarteten Franzosen „sprachen“.

Das Husarenstück

Zum Soldaten gestriekt wurde der vormalige Zivilist Werner Hedderich ab 1934 in Koblenz. Zwei Jahre später erhielt er beim 80. Infanterieregiment, 34. Division, das Leutnantspatent. 1938 wurde er dann zum Kompaniechef ernannt, „damals eine ganz stolze Geschichte.“

Mit seiner Kompanie nahm Hedderich an der „drôle de guerre“ teil. Die Deutschen sagten dafür Sitzkrieg, ein französischer Schriftsteller, dessen Name mir entfallen ist, „la guerre en pantoufles“. Auf die leichte, quasi touristische Beschuhung vieler französischer Soldaten, der Poilus, anspielend, hätte man auch von einem Krieg in Espadrillen sprechen können.

Franzosen und Deutsche lagen sich an Rhein und Mosel wie Steinguthunde gegenüber. Gelegentlich schoss man auch aufeinander und sandte man nachts Späh- und Stoßtrupps ins feindliche Lager. Legte der Gegner Minenfelder an, schickte man Schweine darein und freute sich diebisch, wenn's bumste.

Eines Nachts führte Oberleutnant Hedderich einen Stoßtrupp zum Bunkerknacken. Es brachte ihm die erste Kriegsauszeichnung ein: das EK II. Im Frühjahr 1940 war für ihn der Sitzkrieg zu Ende. Der Größte Feldherr aller Zeiten, kurz

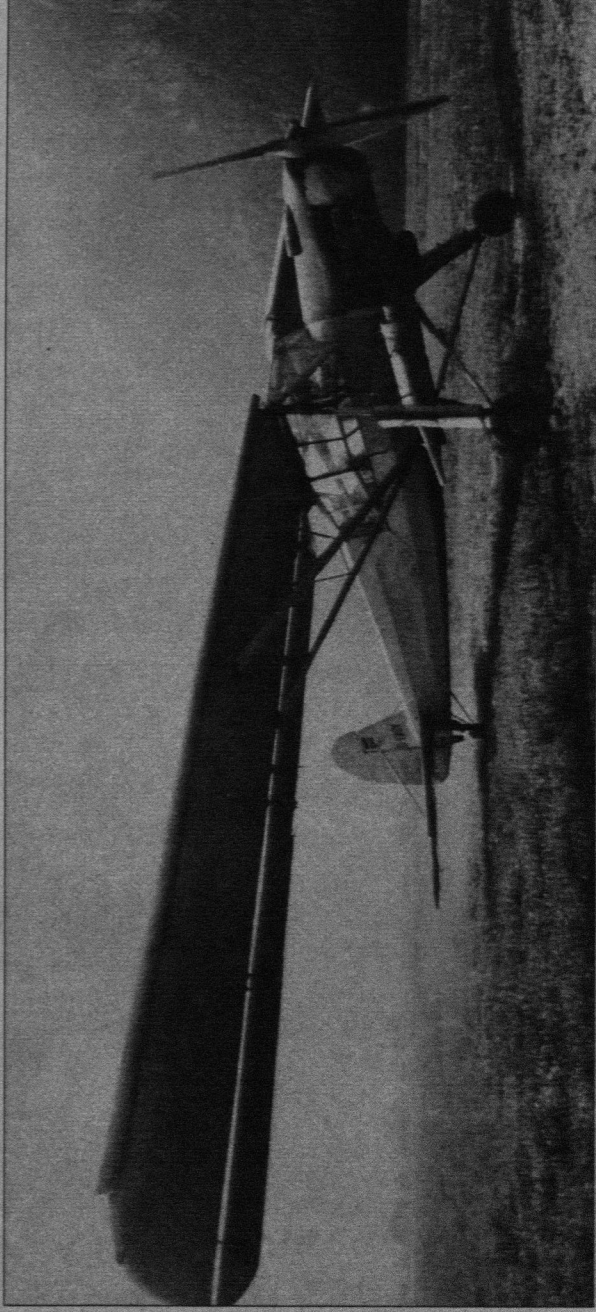


Oberst a. D. Werner Hedderich, Chef des „Storch“-Geschwaders, das im Frühlund des 10. Mai 1940 an fünf verschiedenen Plätzen unseres Landes im Vorfeld der Maginot-Linie niederging. Hedderich selbst war mit zwei Dutzend Mann an der Straßenkreuzung „Assen“ nächst Zolver gelandet. Während eines Besuchs in Luxemburg in den 70er Jahren beschrieb er an Ort und Stelle, „wie es damals war“. Der Lagebeschreibung wohnten bei (v.l.) Jean Vanwelkenhuyzen, Direktor des „Centre de Recherches et d'Etudes Historiques de la Seconde Guerre Mondiale“ in Brüssel; Lt-Col. Germain Frantz, ehemaliger Fliegeradjutant des Großherzogs; Oberst a. D. Werner Hedderich (+); Henri Koch-Kent (+), Verfasser des Standardwerkes „10 mai 1940 en Luxembourg; François Steffen (+), Autor des Buches „Die geopferte Generation“; Armeeminister Col. Emile Krieps (+), im 2. Weltkrieg Nachrichtenoffizier bei den Alliierten.

dungen werden am Sandkasten durchexerziert. Die Landeplätze im Luxemburgischen sind von deutschen Luftaufklärern rekonstruiert und ausgiebig fotografiert worden. Anhand der Luftbilder hat General Model (*), dem Hedderich direkt unterstellt ist, Geländekarten anfertigen lassen. Es fehlen darauf bloß die Namen der Ortschaften, die an den Landeplätzen liegen. Das Unternehmen Hedderich, ein Himmelfahrtskommando, war geheime Heeressache. Der Erfolg hing weitgehend davon ab, dass der Gegner keinen Wind vom Plan bekam.

Die Landung

Wind davon bekommen hatten trotz aller geheimer Vorkehrungen die Franzosen. Am 3. Mai waren einige in Luxemburg lebende Agenten der deutschen Abwehr von dem bevorstehenden Angriff in Kenntnis gesetzt worden. In specie hatte man ihnen die fünf Landeplätze auf die Nase gebunden. Einem der Geheimnisträger ging darüber wie dem Raben in der Fabel der Schnabel auf. Und es fiel ihm der Plan sozusagen auf den Marktplatz.**) So erfuhr es unser Landsmann Eugène Simon, „honorabile cor-



Der von dem ehemaligen Jagdflieger Gerhard Fieseler in den 30er Jahren gebaute und nach ihm benannte „Fieseler Storch“ Fi 156. Auf unserer Aufnahme noch ohne Kriegsbemalung. Die Franzosen gaben ihm den Namen „Criquet“, Heesprengchen. Es war das erste Kurzstart- und Langsamflugzeug der Welt. Hilters Störche brachten die Männer des Luftlandekommandos Hedderich am 10. Mai 1940 nahe an die französische Grenze heran.

weise, um schleunigst Reißaus zu nehmen.

Jeder zweite oder dritte Troupiert hatte eine Flinte, Modell Lebel, seit 1886 in Dienst. Alle anderen ließen sich lieber durch Brotbeutel und Feldflasche oder aber durch ihre Erwartungen beschweren, der nächste Regen werde die deutschen Papp-Panzer aufweichen und fortschwemmen.

Als die Elendskarawane aus Billingen an den zerknautschten Gestalten vorbeizog, platzte für viele von ihnen gleich einem Kinderluftballon die Illusion, Frankreich werde den Krieg gewinnen. Aber kehren wir zu Hedderichs Himmelskavallerie zurück.

Nach der Sonderausbildung in Crailsheim ist das Kommando Anfang April nach Trier verlegt worden. Am Nachmittag des 9. April landen auf dem Flugplatz Trier Euren fünfundzwanzig Störche. Wohin die Reise gehen soll, erfährt Oberleutnant Hedderich „erst in dem Augenblick, kurz bevor wir also tatsächlich die Flugzeuge bestiegen.“

Die Störche fliegen in Kolonne „bis etwa zum Bahnhof Luxemburg“, wo sie sich aufteilen. Zwei Gruppen biegen nach links in Richtung auf Bettemburg und Friesingen ab, eine Gruppe hält geradeaus auf „Foetz“ zu, auf dem aussersten rechten Flügel schert eine Gruppe nach Niederkerschen aus und eine andere aber über Limpach nach Zolver.

O-Leutnant Hedderich landet im Ort gen. „Assen“, auf einer Anhöhe gegenüber dem Zolverknapp. „Wo kommen Sie her?“ Wie die Landungen an den verschiedenen Einsatzorten vorstatten gingen, schildert Lt-Colonel E.T. Melchers in seinem bestens dokumentierten Buch, „Kriegsschauplatz Luxemburg. August 1914-Mai 1940“. Die nach rechts ausgescherte Gruppe geht an der Straßenkreuzung Niederker-schen-Petingen-Niederborn nieder. Bekannt ist der Ort unter der Bezeichnung „op der Biff“.

Als der erste Storch wiesenswärts klappert, nähert sich von Niederkerschen her in heller Karriere eine von Fliegeradjutant O.-Lt. Guill Konrsch gesteuerte Hofkarosse mit Erbgrößerzeug Jean und den Prinzessinnen Marie-Gabrielle und Alix. Ihr Ziel ist die französische Grenze.

Kaum ist Konsbruck des Hakenkreuzes auf dem Leitwerk der gelandeten Maschine ansichtig geworden, als er seinem Fahrzeug den knappsten Wendekreis abverlangt. Mit pfeifenden Reifen prescht er nach Niederkerschen zurück. Er wird sein Glück, Frankreich zu erreichen, anderswo suchen müssen. Dem Fluchwagen werden wir nachher auf der Straßenkreuzung im Ort gen. „Assen“ begegnen.

Wäre er fünfzehn Minuten später „op der Biff“ eingetroffen, hätte das Storchkommando den Wagen vermutlich zu Sperrmüll verarbeitet. Alles, was von Niederker-schen, Petingen oder Niederborn anrollte, wurde zu einer Straßensperre eingestückt. Selbst die Tram musste ran.

Als das unrechtmäßige Tun der Teutonen dem Gendarmen Müller zu Ohren kam, schwang er sich in einem Zuck aufs Stahlfloss, sprang davon knapp vor der Wagenbarrikade ab und protestierende energisch. Der kommandierende Offizier liess das Auge, hier aber wohl

Tram musste ran.

ehrer den Mund des Gesetzes hoflich zu Ende reden. Worauf er den weiteren Ausbau der Sperre befahl.

Gleiches geschah der Kampfgruppe, die an der Straßenkreuzung Foetz gelandet war. Von ihrem freverlischen Unternehmen, den luxemburgischen Fuhrpark zu ruinieren, erfuhr Wachmeister Pierre de Bourcy, Kommandant der Station Schiffingen. Lokalsack Jean Majerus, zweimal Träger des gelben Trikots der Tour de France, hätte nicht früher in Foetz sein können.

Wo de Bourcy allsogleich zur Aufnahme der Personalien der Neutralitätsvertreter schritt: „Ich muß Sie anzeigen! Wie heißen Sie?“ raunte er den Leutnant Oswald an. Beinahe hätte er „Sie Heini“ gesagt. Schliesslich wollte der Wachmeister zur Vervollständigung seines Berichtes wissen, von wo der Leutnant herkäme. Worauf dieser, sehr irreverenziös: „Na dann rate mal...“

Bei der Landung in der Foetzter „Supp“ waren drei Maschinen koppelreiser gegangen. Die Besatzungen aber hatten sich ohne größeren Schaden aus der Bruchkiste befreien können. Sowohl „op der Bifff“ als in Foetz unterflessen es die Franzosen, ein Empfangskomitee aufzustellen und den Sperrebauenden Fritzen ihre Aufmerksamkeit zu machen. Lt. Oswald musste den Fahrer eines luxemburgischen Automobils dringend ersuchen, ihn nach Esch-Alzette mitzunehmen, damit er endlich ein paar französische Gamaschen zu Gesicht bekäme.

Zwei Störche hatten sich verfliegen und sich am Kayler Poteau niedergelassen. Einer konnte wieder aufsteigen, der andere brach sich beim Startmanöver den Schnabel. Der Propeller knackste ab. Da nahte Oberpolizeibrigadier Feyder und rieb der Besatzung ihr höchst ungehörliches Treiben unter die Nase. „Herrchen, kehren sie ruhig zurück“, gab ihm einer der Soldaten zu verstehen, „hier können Sie nichts mehr ausrichten!“ Kurz darauf ging die zu Bruch gegangene Maschine in Rauch auf.

Zunder in Frisingen

Bruch gab es ebenfalls in Bettemburg. Die Störche sollten „op Mechelaaker“ Fuß fassen. Der Ort liegt gegenüber der später desafektierten Molkerei Celula, jenseits der Eisenbahnlinie und der Straße, die über Büringen nach Düdelingen führt. Die Maschine zerlegte sich am Boden in ihre Bestandteile. Was übrig blieb, wurde von der Besatzung in Brand gesteckt.

Aus Bettemburg kamen im Geschwindschritt Gendarmen und Polizisten herzu, um den unbeliebten Eindringlingen die Paragraphen des Gesetzes vorzulesen, gegen die sie bei ihrer Landung im neutralen Luxemburg eindeutig verstoßen hatten. Es wurde mit ihnen nicht viel Federlesens gemacht. Sie mussten bis auf den Gummiknüppel sämtliche Waffen



Die Überlebenden des Luftlandekommandos Hedderich bei der Entgegennahme des EK II am Bahnhof von Niederkerschen (Bild: Sammlung Hedderich). Das Kommando war 125 Mann stark und in drei Wellen in das Einsatzgebiet geflogen worden. Drei Viertel von ihnen fielen aus. Der von den Spahis hoch zu Ross vortragene Gegenschlag aber war viel zu spät gekommen. Die Franzosen wären durchaus in der Lage gewesen, das hasardöse Unternehmen zunichte zu machen

(Die beiden Aufnahmen entnahmen wir dem Buch „Kriegsschauplatz Luxemburg, August 1914-Mai 1940“ von Lt-Colonel E.T. Melchers.)

abgeben und wurden nach Hause geschleucht.

Nachdem alle Maschinen gelandet sind, werden Minen ausgelegt. Als der technische Direktor der Celula, Ing. Eugène Nitschke, sich der Brücke vor „Mechelaaker“ nähert, um zu erfahren, was die Deutschen im Schilde führen, legen diese ihre Maschinenpistolen auf ihn an und sind ganz kategorisch: „Keinen Schritt weiter!“ (oder es knallt; genau wie beim Überfall auf eine Bank).

Wenig später soll dann Oberleutnant Steffen mit Brigadier Bourgs seinem Fahrer, vor den Nüstern der am Straßenrand aufgepflanzten Krieger mit hundert Sachen durch die Sperre gebraust sein. Das Bravourstück mutet ein wenig, ein ganz klein wenig unwahrscheinlich an.

Zunder gab's dann für die in Frisingen, im Ort gen. „Hau“, gelandeten Luftlander. Bereits beim Anflug waren ihnen blaue Bohnen um die Ohren geflogen. Die Frisinger Fridoline fielen den Straßenbäume und schichteten sie zu einer respektablen Sperre. Wobei sie bemüht waren, so wenig wie möglich von ihrer Gardelänge sehen zu lassen.

Die Luft wurde zunehmend bleihaltig. Gegen die Straßensperre und MG-Nester des verlorenen Haufens von Leutnant Lauer hatten die Franzosen gepanzerte Späh- und Kampfwagen auffahren lassen. Bis zum Abend werden der kommandierende Offizier und drei Mann ins Gras gebissen haben. Rückblickend räumt Oberst a. D. Hedderich ein, dass das Luftlandunternehmen, dem man seinen Namen gegeben hatte, „nicht so glücklich verlief, wie es vorgesehen war“. Von dem 125 Mann starken Kommando sind nach seinen Schätzungen ein Fünftel auf der Walsstatt geblieben und insgesamt drei Viertel ausser Gefecht gesetzt worden.

Mit Oberst Hedderich fahren wir zum Einsatzort „Aessen“ hinaus. Armeeminister Emile Krieps, der mit uns gekommen ist, weist auf



Wie eine auf den Rücken gefallene große Heuschrecke mutet dieser bei der Landung in Foetz zu Bruch gegangene und bis auf das Gestänge ausgebrannte Fiesler Storch an (Bild: Sammlung Kayser). Die Fi 156 war erstmals Ende Juli 1937 beim Vierten Internationalen Flug-Meeting in Zürich-Dübendorf vorgeführt worden. Sie blieb noch bei 50 kn/h in der Luft. Mit einem Storch wurde am 12. September 1934 Italiens Benito Mussolini aus seinem Gefangnis auf dem Gran Sasso befreit. Mit einem andern Gerät wäre das waghalsige Unternehmen damals nicht zu bewerkstelligen gewesen.

die ungünstige Lage des Landplatzes hin. „Das war mein erster Gedanke“, sagt Oberst Hedderich, „als wir hier landeten: Was soll das? Ich hab' aber hinterher darüber nachgedacht, es war im Grunde gar nicht so furchtbar, ich möchte sagen, eine Hinterhangstellung, und hier ist die berühmte Sache der Hinterhangstellung, die durchaus günstig sein kann. Man gibt zwar dem Feind die Möglichkeit, sich auf dem Zolverknapp festzusetzen und ihm den ganzen Einblick hier in die weite Ebene zu gewähren. Das muss man in Kauf nehmen. Aber das kann man ja auch unter Feuer nehmen. Das kann man ja auch mit Artillerie ausscheiden. Wenn wir vorwärts gelangt wären, wir sind ja da gewesen, haben uns das angeguckt, da gibt es nicht die großen weiten Wiesen, sodass man zwischen da und der Grenze hätten landen können, dann wäre nämlich das passiert, was in Frisingen passiert ist, dass die Leute bereits im Anflug beschossen wurden.“

Feindberührung

Auch an der Straßenkreuzung „Aessen“ hatte die nächstgelegene Gendarmerie ihren Dienst gewissenhaft wahrgenommen. Ein Gendarm war spornstreichs bis zu 0.-Lt. Hedderich vorgezogen „men“.

„Wir haben ihm die Pistole und den Säbel abgenommen, und er war so furchtbar traurig, und ich habe sie ihm zurückgegeben und ihm gesagt, möglichst schnell von hier wegzugehen.“ Der Gendarm warf einen letzten missbilligenden Blick auf Hedderich und säbelte ab. Die Störche wurden entladen und starteten einer nach dem andern nach Trier zurück. Die Mannschaften begannen sich einzubuddeln und die schweren Maschinengewehre in Stellung zu bringen.

Um diese Zeit näherte sich 0.-Lt. Guil. Kongsbrück mit der Hofkarosse und den königlichen Insassen der Straßenkreuzung „Aessen“. Als ihm auch hier schwerbewaffnete deutsche Landsers vor den Kieker kamen, soll er

mit einem Affenzahn an ihnen vorbeigedroschen sein. Die Luftverdrängung habe drei von ihnen in den Graben geworfen.

Wenig später muss hier auch der von Chefbrigadier Jean van Dyck gesteuerte Regierungswagen getroffen sein. Die Insassen: der Außenminister und Mme Joseph Bech mit Sohn und Tochter. Joseph Bech habe sich als „Außen- und Weiminister“ ausgewiesen, erinnert sich Hedderich. „Das ist eine schöne Aufgabe, Außen- und Weiminister, hab' ich mir damals gesagt.“

Das Fahrzeug wurde zur Umkehr gezwungen. Der Führer des Luftlandekommandos hatte Anweisung, die luxemburgischen Minister, die sich nach Frankreich abzusetzen versuchten, anzuhalten und zurückzuschicken. Van Dyck, der gerade in dieser Gegend jeden Weg und Steg kennt, wird es trotzdem gelingen, seine Gäste über die französische Grenze zu bringen. Gegen Mittag machen sie in Aumetz Station.

Indes waren keine Weisungen erteilt worden, was mit der großherzoglichen Familie zu geschehen habe.

Die ersten Lastwagen, die an der Straßenkreuzung ankamen, „wurden festgehalten und so rangiert, dass sie die Durchfahrt blockierten.“ „Nach dem Frankreich-Feldzug“, erzählt der „Mann des 10. Mai“, „habe ich von einem Kriegsgesandten, ich sollte mich verantworten, ob diese Fahrzeuge ordnungsgemäß requiriert, worden wären und ich sollte also das Duplikat des Requirierungsscheins vorlegen.“

Hedderich schrieb zurück, soweit er sich erinnere, wäre damals Krieg gewesen.

Gegen 6 Uhr 30 landete die dritte Welle, „dann waren wir komplett.“ Ein Spättrupp wird zur Erkundung nach Zolver ausgesandt. Er führt eine Panzerbüchse mit. Um 8 Uhr 30 nähern sich über eine Anhöhe links vom Zolverknapp drei französische Spähwagen. Der erste erhält einen Treffer, knallt ein ähnliches Schicksal erleidet der zweite. Der dritte wird von der Besatzung im Stich gelassen. „Da war ja erst mal Ruhe da unten.“

Die Franzosen hatten eine Menge Zeit gebraucht, um ihren Kriegskarren in Bewegung zu setzen. Dazu Hedderich: „Erstaunlich ist für mich eins, dass also hier keine beherrzte und keine vernünftige Gefechtsaufklärung betrieben worden ist. Das ist das für mich einfach Frappierende, was ich nicht verstehe. Denn man muß gewünscht haben, drüben auf der französischen Seite, zumindest das Deuxième Bureau, dass so was wie eine Kompanie Hedderich ex-

Die Stellung war nicht mehr zu halten. „Mit dem Rest meiner Leute habe ich mich dann nachher hier herunter verpießelt.“ Der Rest „das mögen drei bis fünf Mann gewesen sein.“ Alle andern waren gefallen oder verwundet. Zusammen mit den Kradfahrern und den Pakleuten war das Kommando zuletzt vierzig Mann stark gewesen.

Hedderich „verpießelt“ sich mit dem letzten Karree in ein rückwärts gelegenes Waldstück. „Und da haben wir erst mal gelegen und haben wir erst mal, auf deutsch gesagt, die Hose verhältnismäßig gestrichen voll gehabt. Denn diese Spahis hatten verständlicherweise eine Stinkwut auf uns, das war klar, und wir waren nur ein paar Männkens, nicht wahr.“

Die Spahis klopfen die Büsche nach dem entkommenen kleinen Haufen hitlerischer Desperados ab. Die haben sich im Unterholz dünne gemacht. Auf zwei Schritte wehen die Burnuse auf Versteck vorbei. Die drei, fünf Mann verspüren ein eigenartiges Kitzeln unterhalb des Adamsapfels. Als würde ihnen der Hals abgesäbelt.

Als die Spahis die Suche abbrechen, machte sich Hedderich mit seinen paar Leuten in Richtung auf Limpach auf die Absätze. Sie gelangten zum Gefechtsstand ihres Regiments (Nr. 80), das seine Zelte „irgendwo zwischen Limpach und Luxemburg“ aufgeschlagen hatte.

Anderntags stößt Hedderich wieder zu seiner Kompanie, die sich im Anmarsch auf Differdingen befindet. In Niedercorn „haben wir dann die Fahrräder der Compagnie Salière da stehen sehen, funkelhagelneue Fahrräder, die uns also sehr zupack kamen, mit denen wir dann auch durch Differdingen sehr schnell durchkamen, weil wir uns der Fahrräder bedienen konnten...“

Zwei Tage später, am Bahnhof von Niederkerschen, überreicht General Busch Oberbefehlshaber der 16. Armee, den Überlebenden des Luftlandekommandos Hedderich das EK II. Der Einsatzleiter erhält das EK I.

léon n. milles

*) Model, Walter. War zuletzt Oberbefehlshaber der Heeresgruppe B im Westen. Wählte 1945 den Freitod.

**) „10 mai 1940 en Luxembourg, Témoignages et Documents“ von Henri Koch-Kent, p. 43/44.



Armeeminister Emile Krieps, der aus Differdingen stammte, kannte das Einsatzgebiet an der Straßenkreuzung „Aessen“ aus dem Effeff. „Sie hatten ja die Mission, diese Kreuzung zu besetzen. Aber da lagen Sie z. B. an dieser Stelle ziemlich schlecht, wenn man sich vorstellt, dass ein Angriff sich über die Koppen entwickeln könnte.“ Doch das Glück und die Inkompetenz der französischen Armeeführung waren auf Seiten Hedderichs.

(Photo: léon n. milles)